

Reich und Ausland: Zeitungspreisliste. Bayern: Zeitungsnummer 546.

Geschäftsstelle:
M. DuMont Schauberg, Straßburg i. Els.
Vertretung für Bayern und Württemberg: **Max Eichinger**, Königl. Hofbuchhändler, **Ansbach** (Bayern).
Zu beziehen: Durch die Geschäftsstelle; außerdem in **Straßburg** durch die **Elsässische Aktiengesellschaft** vorm. **A. Ammel.** In **Basel** durch **J. Nordmann**, Socinstraße 36. In **Zürich** durch **A. Schneider**, Badenerstraße 123.

Bezugsbedingungen:
Pro Quartal per Post 75 Pfg. (exkl. Zustellungsgebühren), per Streifband M. 1.25. In **Frankreich** unter Streifband 2.50 Fr. das Vierteljahr, 10 Fr. das Jahr. In der **Schweiz** per Post 4 Fr. das Jahr ohne Bestellgeld, unter Streifband 10 Fr. das Jahr. In **Oesterreich** per Post 4 Kr., per Streifband 9 Kr. das Jahr. In **England** 2 Schilling, **Amerika** 50 Cents per Vierteljahr.
Inserate nach Tarif.

Abonnements nimmt jede Postanstalt entgegen.

IV. Jahrgang. Ansbach-Straßburg, 26. September 1913, 24. Elul 5673. Nr. 39.

Inhalt.

☛ Zur gef. Beachtung! ☚

Für die nächste Nummer (40) findet Schluß der Redaktion Montag Nachmittag 4 Uhr statt.

Allen ihren geehrten Lesern, Mitarbeitern und Freunden wünscht herzlichst כ״וחט.

Die Redaktion.

Zu פ׳ נצבים וילך.

Religiöse Naturbetrachtung.

Zu den Worten unserer ersten Sidrah: „Nicht im Himmel ist sie" (40, 26) lesen wir im Midrasch rabbah (8, VI) neben anderem folgende Bemerkung: „Was heißt das: nicht im Himmel ist sie? Samuel sagte: die Thora findet sich nicht bei den Sternkundigen, deren Beschäftigung am Himmel ist." Nun war Samuel selbst ein bedeutender und anerkannter Astronom, worauf ihn auch in der Tat seine Freunde auf seinen Ausspruch hin aufmerksam machten (ib.), konnte er doch von sich behaupten, daß ihm die Pfade des Firmaments ebenso klar seien wie die Pfade seines Aufenthaltsortes Nehardea (Berachot 58b), und auch sonst sehen wir, daß unsere Weisen große astronomische Kenntnisse hatten, was ja schon durch die Kalenderbestimmungen erforderlich war.

Wenn also in dem Midraschausspruch Samuels eine Verachtung der Astronomie zu liegen scheint, so richtet sie sich wohl mehr gegen die Auswüchse, welche die Beschäftigung mit dem gestirnten Himmel mit sich bringen kann, wie z. B. gegen astrologischen Aberglauben als gegen die Wissenschaft selber.

Wo diese Verirrungen vermieden werden, da ist die Betrachtung des Sternhimmels ein wertvolles Mittel, religiöse Begeisterung zu erwecken. „Erhebet nach oben eure Augen und sehet wer diese geschaffen hat" (Jes. 40,26), mahnt uns der Prophet. Durch das Schauen nach oben, nach den Himmelskörpern, bewundern wir den ordnenden Geist, der das Weltall regiert; im Anblick von Gottes Schöpfergröße erkennen und empfinden wir sowohl unsere eigne Kleinheit als auch unsere Gottesebenbildlichkeit, die uns in den Stand setzt, die göttlichen Gedanken in uns wiederspiegeln zu lassen. „Sehe ich deinen Himmel an, das Werk deiner Finger, den Mond und die Sterne, die du geschaffen: was ist da der Sterbliche, daß du seiner gedenkest, und der Erdensohn, daß du ihn berücksichtigst? Und doch hast du ihm nur wenig von einem göttlichen Wesen fehlen lassen und mit Herrlichkeit und Pracht ihn gekrönt." (Ps. 8.)

Dieselbe Wirkung kann freilich auch eine ernste Betrachtung des einfachen Grashalms und des Tautropfens, der auf ihm glitzert, hervorbringen, nur daß die Wunder des gestirnten Himmels sich mehr der Seele aufdrängen. In der Tat hat es unter den Sternkundigen von jeher religiöse Männer gegeben; nach einem solchen (Kepler), der als einer der bedeutendsten Astronomen aller Zeiten anerkannt wird, nennt sich ein moderner Bund, dessen Aufgabe es ist, den irreligiösen Auswüchsen moderner Naturwissenschaft entgegenzutreten durch den Nachweis, daß Frömmigkeit und ernste Wissenschaft sehr wohl miteinander vereinbar sind.

Solange wir die Natur als das Schöpferwerk Gottes zu erfassen suchen, kann die Betrachtung des Weltalls ein Mittel religiöser Förderung und Erziehung sein. Das Gegenteil tritt ein, wenn die Natur als etwas Selbständiges, die sichtbare Welt als die einzige und darum höchste Wirklichkeit aufgefaßt wird. Einem Astronomen wird die Behauptung in den Mund gelegt, er habe mit seinem Fernrohr den Himmel durchforscht, aber Gott im Weltenraum nicht gefunden. Gegen derartige anmaßende Torheiten mag wohl Schiller seinen Spottvers „An die Astronomen" gedichtet haben:

„Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raume wohnt das Erhabene nicht."

Es kann also Naturbetrachtung und -Bewunderung zu Verirrungen führen. Es ist dies z. B. auf der jüngsten Tagung des Monistenbundes, auf der mit vornehmer Handbewegung, den Berichten nach, über Gott, Freiheit und Unsterblichkeit zur Tagesordnung übergegangen wurde, zum krassen Ausdruck gekommen. Gegen einen solchen Tiefstand würde denn auch das Wort Samuels, von dem wir ausgegangen sind, im allgemeinsten Sinne seine Berechtigung haben.

Aber auch eine religiöse Betrachtung der Natur im allgemeinen und des gestirnten Himmels im besonderen ist für die religiöse Erziehung nichts Hauptsächliches und für sich Ausreichendes. Herrlicher und klarer als durch die Wunder des Universums hat Gott sich offenbart durch die Thora. Wenn der fromme königliche Sänger Gottes Offenbarung in der Natur preist (Ps. 19): „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes", dann fügt er diesem Preislied gleich den Dank für das Größere bei: „Gottes Thora ist vollkommen". Und wenn der Jude des Abends sein Gebet verrichtet, dann lobt er wohl zuerst den Unsichtbaren, der den regelmäßigen Wechsel im Naturgeschehen schafft und die Sterne nach ihren Abteilungen ordnet, aber dann entströmt den Lippen des Beters der Dank für die besondere unendliche Liebe, die uns der Schöpfer erwiesen dadurch, daß er uns Lehre und Gebote, Satzungen und Rechte gelehrt hat.

In der Tat: der gestirnte Himmel könnte uns nur zeigen, daß es einen weisen und mächtigen Schöpfer gibt, den wir bewundern und preisen müssen, die Thora aber lehrt uns, was wir zu tun haben, um seinen Willen zu erfüllen. Dazu braucht man nicht zum Himmel steigen und seine Geheimnisse erforschen, denn die Thora „sie ist nicht im Himmel, sondern nahe ist dir das Wort gar sehr in deinem Munde und in deinem Herzen es zu tun."

Dr. Schwarz-Sulz.

Palästina in der Interessensphäre Frankreichs.

Ein Ergebnis der Balkankriege ist die für die Türkei sich ergebende unabweisliche Notwendigkeit, die Lage ihres asiatischen Reichs verwaltungstechnisch zu vervollkommnen und es wirtschaftlich zu erschließen. Da die Türkei diesen beiden Aufgaben aus eigener Kraft nicht gewachsen ist, ist sie auf die Hilfe Europas angewiesen. Die Türkei behält natürlich die souveräne Gewalt über ihr ganzes asiatisches Reich, aber einige Großmächte erlangen doch in den Gebieten, in denen sie durch die Leitung der Verwaltung oder die wirtschaftliche Erschließung tätig sind, einen maßgebenden Einfluß. Sie nehmen sich diese Gebiete als Interessenpfänder, um sich für alle Fälle zu sichern, oder, etwas feiner ausgedrückt, diese Gebiete werden dadurch zu dem, was man die Interessensphäre dieser oder jener Großmacht nennt. Die Großmächte, zu denen wir England, Deutschland, Frankreich und Rußland zu zählen haben, scheinen nun durch gegenseitige Verständigung ihre verschiedenen Interessen abgegrenzt zu haben. Deutschland beansprucht natürlich als Interessensphäre das Gebiet, das von der Anatolischen und der großen Bagdadbahn durchzogen wird, das ist eine Strecke, die das Herz Kleinasiens durchschneidet. Mesopotamien und die südlicher gelegenen Landesteile in Kleinasien scheinen England vorbehalten zu sein. Frankreich, das seit langer Zeit Syrien als seine Interessensphäre beansprucht, scheint sich die Landesstrecke südlich und nördlich der Bagdadbahn gesichert zu haben, also das eigentliche Syrien und Armenien, letzteres wohl mehr als Beauftragter Rußlands.

Einer der hervorragendsten Vertreter der türkischen Regierungspartei, Dschavid Bey, weilt gegenwärtig in Paris, um über den Abschluß einer großen türkischen Anleihe zu verhandeln. Man spricht von 500—700 Millionen Francs. Als Gegenleistung für die Bereitstellung dieser Geldmittel werden Frankreich Eisenbahnkonzessionen im nördlichen Anatolien, also in armenischen Landesteilen, zugestanden, die infolge Verständigung mit Deutschland später an die große Bagdadbahn angeschlossen werden sollen.

Wichtiger für unsere jüdischen Interessen sind die Frankreich infolge des türkisch-französischen Abkommens in Syrien zu gewährenden Konzessionen. Frankreich hat bereits in diesem Gebiet die Eisenbahn Damaskus—Hama und Damaskus—Beirut. Der Kreuzungspunkt beider ist die Station Rayak. Nun soll infolge der neu an Frankreich zu erteilenden Konzession diese Bahnlinie verlängert werden, indem von Rayak aus an die Bahn Damaskus—Hama—Beirut ein neuer Schienenweg hinzugefügt wird, der längs der Küste von Rayak bis Ramle führt. Ramle aber ist eine Station der Bahn Jaffa—Jerusalem. Der neue Schienenstrang würde also von Norden nach Süden durch ganz Palästina gehen. Im Norden würde von Aleppo aus der Anschluß an die großen anatolischen Eisenbahnen vollzogen und im Süden durch die Fortsetzung der Jaffa—Jerusalem-Bahn Aegypten erreicht werden. So würde die Bahnlinie Rayak—Jaffa und weiter nach Aegypten die Verbindungsstrecke zwischen Syrien und Aegypten werden. Daraus ergibt sich ihre weittragende wirtschaftliche Bedeutung für den Weltverkehr im allgemeinen und ihre besondere Wichtigkeit für Palästina. Frankreich wird durch den Besitz der Palästinadurchquerungs-Eisenbahn die Vorherrschaft in Palästina erlangen. Daß dieser Zweck der Sinn des Abkommens ist, das zwischen Djavid Bey und Pichon abgeschlossen werden wird, geht noch aus anderen Bedingungen dieses Abkommens hervor. Frankreich hat nämlich eine Konkurrenzbahn zur hamidischen Mekkabahn, die von Damaskus nach Mekka führt und bis Mserib mit dieser fast parallel fährt. Von Mserib zweigt dann die hamidische Bahn quer durch die Breite des nördlichen Palästina über Afuli nach Haifa ab. Um das französische Stück der Bahn Damaskus—Mserib rentabler zu gestalten, soll nach dem Abkommen die türkische Regierung Maßregeln ergreifen, um den Verkehr von Damaskus nach Mserib gleichmäßig zwischen der französischen und der hamidischen Linie zu verteilen. Außerdem soll Frankreich Konzessionen bekommen zum Bau der Häfen Jaffa und Haifa in Palästina und von Tripolis (nördlich von Beirut) in Syrien. Aus dem allem geht unzweifelhaft hervor, daß im Sinne dieses Abkommens in der nächsten Zukunft Palästina unter französischen Einfluß gestellt sein wird. Zudem soll nach den Zeitungsberichten aus Konstantinopel der tonangebende Djavid Bey bei seiner Rückkehr aus Paris einem Vertreter des „Stambul" gesagt haben: „Unsere Orientierung muß nach Frankreich zu gehen..... Ich bin Anhänger einer absoluten Entente mit Frankreich sowohl politisch wie wirtschaftlich. In ihr ruht das einzige Heil der Türkei."

Daß dieser maßgebende Einfluß Frankreichs in Palästina auf die dortigen jüdischen Interessen eine starke Wirkung ausüben kann, dürfte nicht zweifelhaft sein. Die materiellen jüdischen Interessen werden jedenfalls dadurch eine wesentliche Förderung erfahren. Ob die religiösen Interessen, ob das Erziehungswesen in Palästina dadurch ähnlichen Ansporn erhalten werden, wird im wesentlichen abhängen — von der Alliance Israelite Universelle, die zum französischen Auswärtigen Amt Beziehungen hat. Diese hat sich bis jetzt fast ganz aus Palästina zurückgezogen. Aber die Verschiebung der politischen Machtverhältnisse, die Vormachtstellung, zu der nach dem Obigen Frankreich in Syrien und Palästina berufen scheint, wird die Alliance zu einer neuen Orientierung ihrer Stellung zu Palästina zwingen. Schon im vorigen Winter hat der Generalsekretär Bigart in einer zionistischen Versammlung in Paris Aeußerungen getan, die darauf schließen lassen, daß die Alliance Vorbereitungen zu einer neuen Tätigkeit in Palästina trifft. Ob diese Tätigkeit zum Heile des Judentums ausfällt, hängt davon ab, ob die Alliance gewillt ist, wenigstens in Palästina ihre Schulpolitik gründlich zu ändern.

Maachol umischté.

Zu den großen Opfern, die sich der fromme Jude aufzuerlegen hat, ganz besonders auf Reisen, gehört vor allem das Maachol umischté. Es kommt nun wieder die Zeit herbei, wo wir durch

die „Al Chet“ am Jom Kippur daran erinnert werden, daß wir trotz aller Vorsicht während des Jahres so oft die Vorschrift über Maachol umischte vergessen. Deshalb sei es gestattet, dieses Thema etwas näher zu betrachten, um vielleicht, dank der in dieser Zeit einsetzenden Teschuwo Besserung herbeizuführen.

Gewiß! Wenn wir zur Zeit von vor zirka 20 Jahren zurückgreifen, wo man sich mehr geniert hat, auf der Reise koscher zu leben, weil man zuviel der Gefahr ausgesetzt war — nicht von den Andersgläubigen — nein, von den Glaubensbrüdern verhöhnt zu werden, so können wir heute G. s. D. doch sagen, daß das Ideale heute mehr zum Durchbruch gelangt. Man kann nicht nur viel ungenierter seiner Ueberzeugung gemäß streng koscher leben, ohne dabei verspottet zu werden, sondern die Religionstreue wird sogar anerkannt. Man findet heute, im Gegensatz zu früher, viele sogenannte Halbreligiöse, welche sagen, „wenn ich koscher bekomme, so ziehe ich solches nicht nur vor, sondern ich suche geradezu die koschere Restaurants auf.“

Dennoch ist in dieser Angelegenheit ein Klagelied anzustimmen. Diejenigen, welche zu Hause in ihrer Kehillo sich benehmen, als ob man auf der Reise nicht einmal Schwarzbrot essen darf, und gerade diese haben am meisten nötig, Teschuwo zu tun. Das sind manchmal dieselben, die, wenn sie herauskommen, überall essen, wenn nur die drei Buchstaben כשר an der Firma stehen, selbst wenn die Wirtschaft früher von einem Juden, jetzt aber von einem Christ geführt wird und zufällig das Koscherzeichen noch stehen geblieben ist. Das sind die Gefährlichen des Glaubens, und diese sollten am meisten in sich gehen.

Wenn ich nun die Sparte der Koscheresser behandelte und frage, wieso kommt es, daß heute mehr Personen auf Koscheressen reflektieren als früher, so liegt das zunächst an der bedeutend besseren Einrichtung der Speisehäuser, an dem größeren Komfort in den Restaurants und an der größeren Zahl jüdischer Restaurants im Vergleich zu früher. Ganz besonders ist das der Entwicklung des Hamburger Koschervereins [1]) und seiner unermüdlichen Tätigkeit zuzuschreiben. Dieser Verein sollte daher in Anerkennung seiner enormen Mühewaltung viel, viel mehr Mitglieder haben, als er in der Tat besitzt, um sich der Angelegenheit intensiver widmen zu können; geschieht es doch speziell zum Wohle des reisenden Publikums. Ferner wäre empfehlenswert, daß ihn auch die jüdischen Gemeinden in seiner Tätigkeit mehr unterstützen, indem sie ihre Mitglieder veranlassen, die Restaurants mehr aufzusuchen, um den Restaurateur existenzfähig zu machen, sei es durch Auswärtsessen, Festessen oder durch Aufsuchen zum Café und Mitnehmen ihrer Freunde.

Wenn sich nun das Restaurationswesen auch gebessert hat, so ist noch lange nicht gesagt, daß es vollkommen ist. Im Gegenteil, es ist Sache des Vereines, daß er immer mehr auf Propertät, auf schlankere Bedienung und auch auf Preisregulierung hinweist. Es ist manchmal himmelschreiend, wie sich die Herren Restaurateure das Wort koscher zu ihrem vermeintlichen Nutzen durch Ueberpreise zunutze machen, zu vermeintlichem, aber nicht wirklichem Nutzen, im Gegenteil sehr viel zu ihrem eigenen Schaden, indem sie diejenigen, welche nicht so sehr auf streng koscher reflektieren, mit ihren enorm hohen Preisen in christliche Restaurants drängen, und diejenigen, die auf streng koscher reflektieren, indirekt zwingen, anstatt Mittag- und Abendmahlzeiten einzunehmen, nur zu Mittag zu kommen und, um die hohen Preise im eigenen Interesse zu egalisieren, sich Abend mit einem kleinen Imbiß, seien es Eier, Hering, Tee, Kaffee mit Brot usw. begnügen. Diese Kalkulation wird eben von manchen Restaurateurs verfehlt gemacht, und dann klagen sie, daß der und jener abends nicht zum Essen kommt, ohne zu bedenken, daß auch der und jener mit sich selbst rechnen muß, speziell wenn er auf Geschäftsreisen ist und selbst sein Brot verdienen muß. Das ist eben der große Schaden, den sich die meisten Restaurateure durch ihre Falschkalkulation selbst zuzuschreiben haben. Sie wollen zuviel auf einmal verdienen und bringen sich dadurch selbst zu unberechenbarem Schaden. Sogar ihr Renommee muß dabei leiden. Denn anstatt, daß sie empfohlen würden, wird vor ihnen gewarnt. Derartige Unterhaltung begegnet einem zu oft auf der Reise. Es wäre daher gut, wenn der Verein auch hierauf sein Augenmerk richten könnte. Daß neuerdings von den vom Hamburger Verein beaufsichtigten Restaurants an die Aufsicht die Bedingung geknüpft wird, daß nur Koscherwein verabreicht werden darf, ist eine Einrichtung, die nur zu begrüßen ist und die eigentlich schon von Beginn hätte vorhanden sein können.

Aber noch ein Schaden ist vorhanden, der sich manchmal in Süddeutschland und der Schweiz findet und dem vom Verein aus mit aller Macht entgegengetreten werden soll. Ich will nicht auf bestimmte Restaurants hinweisen, es ist aber geradezu ein Schlag ins Gesicht für den Verein, wenn er duldet, daß in den mit seiner Aufsicht und in seinem Verzeichnisse aufgenommenen Restaurants Plakate hängen dürfen von Restaurants, die nicht unter seiner Aufsicht stehen, ja sogar manchmal allgemein nicht für koscher gelten. Dem müßte im Interesse der guten Sache und der weiteren Entwicklung des Vereins mit aller Macht entgegengetreten werden. Wenn sich ein Restaurant unter Aufsicht stellt, so darf es sich nicht zu einer Reklame für Restaurants hergeben, die nicht unter Aufsicht stehen. Dadurch würde die Tätigkeit des Vereins eingeschränkt. Gar mancher Restaurateur kann sich sagen, er brauche nicht die Aufsicht des Vereins, wenn nur dessen Restaurateure sich dazu hergeben, seine Plakate aufzuhängen. Der Wenigbereiste kann doch daraus schließen: Wenn in einem strengreligiösen Restaurant das Plakat eines anderen Restaurants hängt, so muß dieses doch auch koscher sein.

Nicht minder verwerflich ist es, wenn Restaurants des Vereins Zeitungen der grassesten Neologie halten und dagegen Zeitungen der religiösen Richtung nicht halten. Auch das ist widersinnig, der Restaurateur, dessen Nahrungszweig die Religion, die Orthodoxie ist, unterstützt Unternehmen, welche gegen die wahre Religion arbeiten und bekämpft indirekt diejenigen Unternehmen, welche für das Strengreligiöse einzutreten kein Opfer scheuen.

Es sind das alles Winke, die anläßlich der herannahenden heiligen Zeit, die dem Einzelnen, den Restaurateuren und dem so gut wirkenden Koscherverein Veranlassung geben mögen, Verbesserungen herbeizuführen, um sowohl der Religion und auch der Ueberzeugungstreue als der Rentabilität mehr Festigkeit zu verleihen.

J. L. Weiskopf, Fürth i. B.

[1]) Der offizielle Titel heißt: „Verein zur Förderung ritueller Speisehäuser, e. V. Hamburg“.

Brief vom Lande.

LXXIX.

Sie haben ja keine Ahnung, wie mies mir ist, denn meinen Sie etwa, ich bin so verbohrt, daß ich mir einbilde, ich richte was aus mit meinen wunderschönen Briefen. Jawohl, so einfältig können nur Sie sein, Sie idealistisch angehauchtes Menschenkind, aber ich, ich schreibe mir meinen Aerger einfach von der Leber weg, und wenn Ihr geschätzter Leserkreis rechts und links des Rheins damit einverstanden ist, warum denn nicht? Aber wissen Sie, was mir imponiert hat? Die Annonce jüngst, daß einer eine Suckoh zu kaufen wünscht; drücken Sie bitte, dem braven Mann in meinem Namen fest die Hand. Denn ich muß Ihnen schon gestehen, damit sieht's auch bei uns auf dem Lande recht windig aus. Wenn nämlich in einem Jahre so eine Suckoh ein bißchen

verregnet wird, ei, da wird Wind und Wetter gleich als kostbare Ausrede genommen. Und sie wissen doch, schlemielig sind wir alle heutzutage. Man macht zwar sonst alles mit, auch manchmal ohne allzu ängstliche Rücksicht auf die Gesundheit, aber, Du mein lieber Himmel, in der Suckoh ist man halt gleich erkältet. Doch ich will mit den Nerven usw. nicht streiten, jedoch das Eine habe ich immer noch nicht herausgekriegt, welche Gesundheitsrücksichten eigentlich gegen ein frisches Lulof sprechen. Und ob die älteste Garnitur wirklich gesünder und geschmackvoller ist? Aber wie gesagt, ich bin fürchterlich dumm (bezweifeln Sie das? bitte, genieren Sie sich nicht), kann's halt nicht kapieren, daß man das Geld für was anderes nötiger braucht. Bitte erklären Sie das

Ihrem

Rosch Hakohol.



Aus aller Welt.



Oesterreich-Ungarn.

Der verstorbene Professor Hermann Vambery.

Im Alter von 81 Jahren ist in Budapest der berühmte ungarische Forschungsreisende und Orientalist Prof. Hermann Vambery (eigentlich Wamberger) gestorben. Eine eigenartige Persönlichkeit von ungewöhnlicher Begabung und Tatkraft, die sich aus engen und bedrückten Verhältnissen und unter mancherlei widerwärtigen Lebensschicksalen zu Bedeutung und Ansehen in der Wissenschaft emporgearbeitet hat, ist mit ihm aus dem Leben geschieden. Seine Jugendgeschichte entbehrt nicht der Romantik. Als Sohn blutarmer, aus Bayern eingewanderter Eltern 1832 in Szardahely auf der Insel Schütt geboren und früh verwaist, war er von Kindheit auf genötigt, sich seinen Lebensunterhalt selbst zu erwerben. Zu 12 Jahren kam er als Lehrjunge zu einem Schneider, dann als Aushilfe zu einem Schenker. Mit 8 Gulden Ersparnis entlief er nach Preßburg, um Sprachen zu lernen. Jeder Stein des Straßenpflasters schreibt Vambery in seiner Selbstbiographie, konnte von meiner Not und meiner Armut erzählen. Aber seine Energie war noch größer als seine Armut. Sprachen lernen war seine Leidenschaft. Noch Schüler eines Gymnasiums, hat er bereits fast alle europäischen Sprachen gekannt. Mit 20 Jahren las er flott türkisch ohne Wörterbuch.

1861 kam er nach Konstantinopel. Obdachlos lebte er dort einige Zeit, sein Brot verdiente er sich durch den Vortrag türkischer Liebeslyrik in Kaffeehäusern. Von Anfang an hatte ihn die Aufgabe gefangen, die Verwandtschaft zwischen ungarischer und türkischer Sprache und Rasse aufzusuchen. Die Beweise dazu wollte er sich in türkischen Ländern zusammensuchen. Schon 1858 hatte er ein deutsch-türkisches Wörterbuch herausgegeben. Seine Kenntnisse der türkischen Literatur fielen bald auf, er wurde Erzieher in vornehmen Familien, schließlich im Hause eines türkischen Ministers Rifaat Pascha. Schon damals war der Entschluß zu seiner großen Asienreise in ihm gereift. Die Umstände förderten ihn. Im Hause Rifaats machte er die Bekanntschaft eines Mula (Geistlicher) aus Bagdad, der seine Seele für den moslimischen Glauben zu gewinnen dachte. Obgleich Vambery nicht im geringsten Neigung zum Religionswechsel hatte, lieh er sich scheinbar den Bekehrungsversuchen des Mula. Dadurch erlernte er das Persische und alle Lehren und Gebräuche des Islam. So verwandelte sich Vambery bald in einen Derwisch mit Namen Reschid Effendi und wurde mit einem Ferman an alle Machthaber in Asien ausgestattet, ihn auf seiner Reise zu unterstützen. Auf diese Weise gelang es ihm, seine große Reise durch Mittelasien zu machen, das damals noch unbekannt war; mit Karawanen zog er gegen Mekka und zurück zum Kaspischen Meere, durch Persien und Buchara. Er sprach, betete und aß wie ein Mohammedaner; stets war er in Gefahr, entlarvt zu werden, und die von ihm entworfene Schilderung seiner Schicksale bei fanatischen Türkenstämmen wetteifert mit den spannendsten Romanen. Kaum daß er im Verborgenen einige Notizen machen konnte, aus denen er später seine Reiseschilderung zusammenstellte. 1864 kehrte er nach Europa zurück. In Ungarn wurde ihm als einem Juden ein lauer Empfang zuteil. Aber in England war man auf seine abenteuerliche wissenschaftliche Reise aufmerksam geworden. Er wurde nach London eingeladen. Die ungarische Akademie mußte ihm für die Reise 100 Gulden vorschießen und behielt dafür als Pfand sein wissenschaftliches Material zurück. In London wurde er von der Königin Viktoria und von dem späteren König Eduard empfangen, der ihm von da an ein Freund wurde. Er trat mit Entschiedenheit für Englands Aufgabe, Beschützer des Islam zu sein und zu bleiben, ein, und verlangte auf Grund seiner Kenntnisse Mittelasiens die Schaffung eines Pufferstaats zwischen Indien und Rußland. Seine Ratschläge wurden auch von den englischen Politikern befolgt, bis in der neuesten Zeit infolge der Entente zwischen England und Rußland in der englischen Politik eine Wendung eintrat. Dem englischen Foreign Office hatte er oft Gutachten über diplomatische Probleme abzugeben. Dafür bekam er ein fürstliches Honorar, ein Pfund (20 M) für das Wort. Es ist daher begreiflich, daß Vambery sich eine Million ersparte. Wie in England, so stand er auch in der Türkei in hohem Ansehen. Er war ein Freund des früheren Sultans Abdul Hamid und konnte als solcher dem Zionistenführer Herzl eine Audienz beim Sultan vermitteln, als die Cyrenaica zur zionistisch-jüdischen Heimstätte ausersehen werden sollte. Auch der Minister Aehrenthal wandte sich an ihn in der bosnischen Krise um Rat. Denn er galt nicht nur als Freund der mohammedanischen Völker, sondern als genauer Kenner ihrer Stimmungen und Lebensanschauung. Bis an sein Lebensende hat er seine Vorliebe für die mohammedanischen Völker bewahrt und mit aller Macht gegen Rußland als deren größten Gegner gearbeitet. Noch an seinem Todestage erschien in der Londoner „Times" ein Artikel von ihm über die Bewegung der indischen Mohammedaner.

Als er 1864 von London zurückkehrte, war er bereits ein Mann von europäischem Rufe. Er wurde Professor der orientalischen Sprachen an der Universität in Budapest und veröffentlichte viele Arbeiten über die turko-tatarischen Völker. Die turko-tatarische Abstammung der Ungarn zu beweisen, darin bestand sein Lebenswerk. Doch ist heute die Auffassung der finnischen Abstammung vorherrschend. Trotzdem sein Lebenswerk dem nationalen Problem der ungarischen Wissenschaft gewidmet war, wurde er wegen seines Judentums angefeindet. Vor einiger Zeit wurde er von seinen wissenschaftlichen Gegnern aus der ungarischen Kommission der Mittel- und Ostasiatischen Gesellschaft, deren Präsident er war, verdrängt. Dies verursachte dem alten Gelehrten bitteren Schmerz. Gegen die falsche Nachricht, er sei aus dem Judentum ausgetreten, hat er leidenschaftlich Protest erhoben. Wenn ihm auch das Judentum fremd geworden ist, er wollte als Jude sterben.

Vambery und Abdul Hamid.

In Vamberys Selbstbiographie „The Story of my Struggles", („Die Geschichte meiner Kämpfe") finden sich interessante Berichte über seine Beziehungen zum früheren Sultan Abdul Hamid. Als er das erstemal in Konstantinopel war, hatte er eine Prinzessin zur Schülerin. Dem Unterrichte pflegte der 12jährige Bruder der Prinzessin beizuwohnen, ein bleicher Junge, namens Hamid Effendi. Dieser sollte später der despotische Padischah

Abdul Hamid werden. Ein paar Jahrzehnte später, als Vambery bereits als Gelehrter und Politiker ein berühmter Mann geworden, wurde er vom Sultan beachtet und zu einer Audienz eingeladen.

Vambery beschreibt das erste Begegnis mit dem Sultan in seinem Buche also:

1857 irrte ich in den Straßen Stambuls als mittelloser Abenteuerer umher und stieg oft mühsam zu Fuß nach dem Peraviertel hinauf. Jetzt wurde ich in einem prächtigen kaiserlichen Wagen hinaufgefahren. Schon im Wartesaal wurde ich von Hofbeamten begrüßt und nach dem schönsten Hotel begleitet, wo eine Flucht von Zimmern im voraus für mich bestellt worden war. Dort begrüßte mich auf herzlichste im Namen des Sultans der Oberzeremonienmeister des Hofes. Der Anblick von meinem Zimmer auf den Bosporus war herrlich. Ich konnte mich daran nicht satt sehen. Dabei stiegen in meinem Geiste Erinnerungen aus meinem früheren armen Leben in der türkischen Hauptstadt auf. Man überließ mich aber nicht lange meinen Betrachtungen. Bald traten die Abgeordneten des Sultans ein, um mich in den Ildis-Palast einzuladen.

Der Sultan ging mir bis an das Vorzimmer entgegen, reichte mir die Hand und ersuchte mich, auf einem Stuhl ihm gegenüber Platz zu nehmen. Schon meine ersten Worte übten eine große Wirkung auf ihn aus, so schön sprach ich echt türkisch. Als ich ihn an den Unterricht erinnerte, den ich ihm als einem 12jährigen Knaben erteilt habe, wurde er bald von Liebenswürdigkeit überfließend. Der furchtbare Monarch, der beständig in Angst und Verdächtigungen lebt, behandelte mich leutselig wie einen alten Bekannten. Ein Wink — und der Kammerherr entfernte sich und wir blieben allein im Audienzsaal. Eine solche Ehre ist bis damals noch keinem Europäer zuteil geworden, die türkische Etikette verbietet es, und der Sultan kennt keine einzige europäische Sprache. Von meinem französischen Unterricht hat er sichtlich wenig behalten. Je länger ich da war, desto ungezwungener und gemütlicher wurde die Unterhaltung. Der Sultan bot mir eine Zigarre an, zündete sie selber an — schließlich war ich selber mehr als überrascht von derartigen Freundschaftsbeweisen.

Die erste Audienz dauerte eine halbe Stunde. Der Sultan begleitete mich hinaus bis zur Tür des zweiten Vorzimmers. Das Zimmer war von großen Herren gefüllt, die nicht wußten, wie sie mir Ehre antun wollten, — ich war doch offenbar ein Vertrauter des Sultans und nicht einmal ein Diplomat, nur ein einfacher Mensch, sogar ein Giaur (Fremder). Man redete eine Weile von nichts anderem in höheren türkischen Kreisen.



Rotkäppchen im Kindergarten I in Jerusalem (Hilfsverein der Deutschen Juden).

Rußland.

Bemerkenswerte Aeußerungen im Beilisprozeß.

Der Präsident des Gerichts in Kiew, Senator Meißner, hat einem Reporter der Rusk. Slowo gegenüber bemerkenswerte Erklärungen über den voraussichtlichen Gang des Beilisprozesses gemacht. Auf die Frage, ob der Staatsanwalt nur Gewicht darauf lege, zu beweisen, daß Justinsky gemartert worden sei, ohne die Frage nach rituellem Mord zu betonen, antwortete er: Soviel ich weiß, ist dies nicht die Meinung des Staatsanwalts Wipper, der mit der Führung der Anklage im Prozeß betraut ist. Es wäre auch widersinnig, dem jüdischen Volke als solchem Ritualmordgebräuche zuzuschieben, und die nach dieser Richtung von der Rechten betriebene Hetze ist ganz ungehörig. Darin wird sich der Staatsanwalt sicher von der Rechten trennen. Aber um so ener-

gischer wird er die Anklage auf rituellen Mord in der Justinsky-sache verfolgen. Er wird sich auf die Aussage von Sachverständigen stützen, die befinden, daß 13 Wunden am Körper Justinskys den sicheren Beweis erbringen, daß sie beigebracht worden sind in der Absicht, möglichst viel Qualen zu verursachen und möglichst viel Blut fließen zu lassen. Die Frage, ob die Tat auf Betreiben irgend einer unbekannten Sekte oder eines einzelnen Fanatikers geschehen ist, ist nicht des Staatsanwalts Sache.

Zwar, fuhr Senator Meißner fort, sind keine zwingenden Zeugenaussagen vorhanden. Im Gegenteil, die Zeugen sind Menschen so niedrigen Schlags, daß die größte Vorsicht gegenüber ihren Aussagen geboten ist. Der Gerichtshof aber ist nicht befugt, eine vorgesetzte Meinung ihnen gegenüber zu haben, vielmehr muß er unparteiisch jeden anhören, der in die Sache Licht bringen kann. Ich wiederhole, schloß er, daß, obwohl der Versuch der Rechten, das ganze jüdische Volk des Ritualmords anzuklagen, Unrecht ist, ebenso wie es Unrecht wäre, das ganze russische Volk als Terroristen und Revolutionäre hinzustellen, ist der Präsident des Gerichtshofes doch nicht in der Lage, ihre Forderungen zu verwerfen. Der Prozeß werde genau zu der festgesetzten Zeit beginnen (am 8. Oktober).

Soweit der Präsident des Kiewer Schwurgerichts. Also Beweise liegen nicht vor, im Gegenteil, die etwaigen Zeugnisse sind solche von verworfenen unglaubwürdigen Menschen, aber es genügt, daß das Gericht die Ueberzeugung hat, daß ein Ritualmord vorliegt. Das ist der Gipfel russischer Rechtspflege. Und dann die scheußliche Heimtücke. Das ganze jüdische Volk auf die Anklagebank zu zerren, das geht nicht. Aber einen einzelnen ohne Beweise auf Grund seiner religiösen Vorstellungen des Ritualmords fähig zu halten, das ist kein Unrecht. Als ob das einen Unterschied ausmachte! Ist ein Einzelner auf Grund seiner religiösen Vorstellungen eines solchen legendären Verbrechens fähig, dann ist es eben auch die ganze Judenheit, und die ganze Judenheit sitzt auf der Anklagebank.

Die russische Presse hat sich denn auch mit diesen Aeußerungen Meißners stark beschäftigt. So schreibt der Petersburger „Dien“: Der ganze Prozeß wird so dargestellt: Die Zeugen gegen Beilis rufen die größte Verachtung hervor, dennoch wird Beilis angeklagt. Das jüdische Volk als solches wird nicht des rituellen Mords angeklagt, doch wird der Staatsanwalt seine ganze Beweisführung auf Ritualmord aufbauen. Kann man unter solchen Bedingungen von einem Gericht reden? Ist kein Schuldiger da, dann hat doch das Gericht nichts weiter zu schaffen, als Nachforschungen anzustellen. Meißner bringt Beschuldigungen vor gegen eine unbekannte Sekte, die nicht existiert, von der auch keine Spur vorhanden ist. Ein einzelner Verbrecher ist nicht da, man weiß nicht einmal, von welcher Sekte denn eigentlich die Rede ist, aber der Prozeß muß doch vorkommen. Ueberall sonst hat das Gericht festzustellen, ob der Mann schuldig ist, der auf der Anklagebank sitzt, oder nicht. Dann kann das Gericht bestimmen, ob Ritualmord denkbar ist oder nicht. Zuletzt kann es zu der Frage übergehen, ob Beilis mit etwaigem Ritualmord eine Bewandtnis hat oder nicht.

Es ist aber klar, es handelt sich hier nicht darum, den Schuldigen zu bestrafen, sondern man möchte, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Ehre des Gerichts retten, das im 20. Jahrhundert sich erlaubt hat, die alte Rituamordlegende wieder aufleben zu lassen. — Aehnlich drückt sich auch „Retsch“ aus.

Interessant ist, daß Meißner jetzt versucht, das ganze Interview abzuleugnen. Der Korrespondent der Rusk. Slowo hält aber alle seine Angaben aufrecht und beschreibt die Einzelheiten, unter denen das Gespräch stattgefunden hat. Meißner hat auch nicht eigenhändig geschrieben, daß das Interview erfunden ist, er hat nur den Kiewer Korrespondenten der offiziösen Rossija dazu bevollmächtigt. Nach den neuesten Nachrichten gibt Meißner einen Teil zu, bestreitet aber, von der Rechten gesprochen zu haben. Auch habe er dem Journalisten seine Meinung nicht für die Presse mitgeteilt. Also die richtigen Ableugnungsversuche.

Die Massentaufen und die „Nowoje Wremja“.

In Helsingfors ist ein Pastor Pisra. Dessen Spezialität ist die Judentaufe. Die Judenfresserin Now. Wremja bringt jetzt nach finnländischen Zeitungen Einzelheiten über das Verfahren des flinken Pastors. Nach den kirchlichen Verordnungen hat die Taufzeremonie in der Kirche stattzufinden. Da aber die gen Helsingfors zur Taufe ziehenden Juden schwedisch nicht verstehen, hat der Pastor die Juden bei sich zu Hause getauft. Als Zeugen pflegte er seine Frau und seine Tochter zu nehmen. Sogleich nach der Handlung pflegte der Pastor seinen frischgebackenen Täuflingen neue Matrikeln (Angaben des Standesregisters) auszuliefern, mit denen sie nach Rußland zurückfuhren. Sowie der Gouverneur von diesen Massentaufen Kenntnis bekam, hat er gegen Pastor Pisra Klage erhoben. Der Staatsanwalt stellte eine Untersuchung an. Dabei stellte sich heraus, daß im Verlauf von 1911—1913 bei Pisra 755 Juden getauft wurden. Der Pastor Pisra ist angeklagt, daß er Gewinnes wegen die Taufzeremonien abgekürzt hat. Außer der genannten Zahl hat derselbe Pastor an seinem früheren Wohnsitz mehr wie 250 Judentaufen vorgenommen.

Die Now. Wremja befürchtet wahrscheinlich, das Beispiel des bekehrungseifrigen Pastors könnte auch die anderen Pastoren anstecken, und die Taufepidemie könnte so sehr überhand nehmen, daß es bald nicht genug Juden mehr in Rußland geben könnte, um gegen sie die beliebten Judenhetzen zu inszenieren.

Bulgarien.

Festgottesdienst der heimgekehrten jüdischen Soldaten in Sofia.

Die jüdische Gemeinde in Sofia hat für die vom Kriege heimgekehrten jüdischen Soldaten einen solennen Festgottesdienst veranstaltet, zu welchem außer den sämtlichen jüdischen Soldaten der ersten Division auch eine große Anzahl bulgarischer Offiziere, hoher Regierungsbeamte, unter Führung der Minister Peschow und Bakalow, sowie der Bürgermeister Geschew u. a. m. erschienen sind. Nach Verrichtung der üblichen Gebete hielt Großrabbiner Dr. Ehrenpreis eine Rede in bulgarischer Sprache, die wegen ihres Inhaltes und des festen Tones, in dem sie gehalten wurde, allgemeines Interesse beanspruchte. Dr. Ehrenpreis zollte zunächst der Tapferkeit und der Vaterlandsliebe, welche die jüdischen Soldaten während des Krieges bekundeten und auch von allen maßgebenden Faktoren anerkannt wurden, volles Lob. Zu den versammelten jüdischen Soldaten gewendet, sagte dann der Großrabbiner:

„Auf Euren Heldenmut kann nicht nur die bulgarische Judenschaft, sondern auch das gesamte Judentum mit berechtigtem Stolze hinweisen. Euer Heldenmut ist ein klarer Beweis dafür, daß der Jude ein treuer und ergebener Bürger ist, der, wenn das Vaterland von ihm Opfer fordert, auch fähig ist, das Teuerste für das Vaterland zu opfern. Euer Heldenmut und die Tapferkeitsmedaillen, die Eure Brust schmücken, sind ein lebendiger Protest gegen alle diejenigen, welche die Behauptung wagen, daß die Juden Feiglinge seien und der Armee nicht nur keinen Nutzen bringen, sondern sogar ein hemmender Ballast derselben sind. Aber mehr als alle hat Bulgarien Recht, auf Euren Heldenmut stolz zu sein, denn er ist ein beredtes Zeugnis für die gerechte Behandlung, welche Bulgarien seinen jüdischen Bürgern zuteil werden läßt, und gleichzeitig dafür, mit welcher Hingebung die bulgarischen Juden diese Gerechtigkeit zu wür-

digen und zu danken wissen. Nur in einem Lande, in welchem die Juden als vollständig gleichberechtigte Bürger betrachtet und behandelt werden, können sie dem Vaterlande so treu sein und für dasselbe so heldenmütig und aufopfernd kämpfen, wie Ihr es in diesem Kriege getan habt. Aber Euer Heldenmut kann auch als Protest dienen gegen jene Lügen und Verleumdungen, welche in der letzten Zeit über Bulgarien in der europäischen Presse verbreitet wurden und die Europa glauben machen wollen, daß die Bulgaren ein wildes und barbarisches Volk sind."



Zöglinge der Or-Thora-Schule in Konstantinopel beim Handfertigkeitsunterricht (unterste Klasse). (Hilfsverein der Deutschen Juden.)

Die Rede des Großrabbiners hat begreiflicherweise auf sämtliche Anwesende einen mächtigen Eindruck geübt, die gesamte bulgarische Presse hat sie wörtlich abgedruckt und die bulgarische Telegraphenagentur hat sich ihrer bedient, um in Europa die Beschuldigungen gegen Bulgarien zu entkräften.

Neu-Griechenland.

Der König Konstantin in der Synagoge zu Cavalla.

Bei seinem Triumphzug durch die eroberten mazedonischen Städte wurden dem König Konstantin von Griechenland auch seitens der dortigen Juden Huldigungen dargebracht. Besonders feierlich gestaltete sich dieser Akt in Cavalla, wo die Judengemeinde dem König und dem Prinzen einen überaus enthusiastischen Empfang bereitete. Der König und sein Gefolge nahmen in der dortigen Synagoge an einem Festgottesdienste teil. Der Rabbiner überreichte dem König einen silbernen Schlüssel, mit welchem dieser die Bundeslade öffnete, welche während des ganzen Gottesdienstes geöffnet blieb. Der König blieb die ganze Zeit über vor der Bundeslade stehen, und als diese geschlossen wurde, verneigte sich der König ehrfurchtsvoll vor den Thorarollen. Bei Verlassen der Synagoge dankte der König für diese schöne Loyalitätskundgebung mit herzlichen Worten. Am Abend veranstalteten die Juden einen eigenen Fackelzug. In Serres erkundigte sich der König bei der erschienenen jüdischen Deputation teilnahmsvoll über den Schaden, den bekanntlich besonders die Juden von Serres durch die bulgarischen Plünderungen erlitten haben. Der König stellte eine Hilfsaktion seitens des Staates in Aussicht. Der Empfang in Saloniki wurde bereits ausführlich beschrieben.

Amerika.

Der „Golusjude" im „Weißen Hause".

Das Kunstmuseum im „Weißen Hause" in Washington ist um ein Kuriosum reicher geworden, um ein Meisterstück, das uns Juden besonders interessiert. Das Kunstwerk ist jüdisch und der Künstler ist ein Jude, der russische Jude Butensk. Eine Statue von ihm befindet sich bereits im New-Yorker Kunstmuseum im Zentralpark. Auch sie stellt eine jüdische Idee dar, nämlich die messianische Idee Jesaias: Am Ende der Zeiten wird die Welt veredelt sein, die Schwerter werden in Pflugscharen und die Lanzen in Rebmesser umgeschmiedet werden, der Wolf wird beim Schafe wohnen, der Geier bei der Ziege hausen, Kuh und Bär zusammen weiden, nichts Böses, nichts Verderbliches werden

sie tun. Die jetzige Statue stellt einen aus seiner Heimat vertriebenen Juden dar, den Wanderstab in der Hand, das Gesicht von Judenleid durchfurcht, mit einem Ausdruck von Elend und Niedergeschlagenheit und Schrecken — Progromschrecken, in den Augen ein brennend Feuer, Verzweiflung mit Zuversicht gemischt, Todesschrecken mit Lebensmut, Knechtschaftsgefühl mit Freiheitsdrang, in der einen Hand einen Stecken, in der andern ein — Kind, einen Pack und — eine Sefer Thora.

Die Statue wurde von dem Kunstliebhaber Isaak Goldberg in Auftrag gegeben. Schiff sah sie, wurde begeistert und erbat sich bei Goldberg die Erlaubnis für den Künstler, eine Kopie vom Original zu veranstalten. Zufällig sah Frau Wilson, die Malerin ist, ebenfalls die Statue, auch sie wurde von ihr so ergriffen, daß sie eine Kopie für das „Weiße Haus" bestellte. Präsident Wilson hat A. Goldberg einen Dankbrief geschrieben, in dem er große Begeisterung ausdrückt für den — Golusjuden.



Korrespondenzen.



Elsaß-Lothringen.

Israelitischer Verein für Ferienkolonien in Straßburg.

Der Verein hat wohl noch nie eine so rege Tätigkeit entfaltet wie in diesem Jahre. Die Einnahmen aus dem Wohltätigkeitsfest des Vorjahres gestatteten es, mehr Kinder als bisher in die Ferien zu schicken, und wenn auch noch zahlreiche Erholungsbedürftige abgewiesen werden mußten, so waren es doch ansehnliche Gruppen, die die Reise in die Luftkurorte antreten konnten und mit vergnügten, rotbackigen Gesichtern zurückkehrten.

Die Kinder, die am meisten erholungsbedürftig sind und von denen ein Teil von dem Stadtarzt dazu bestimmt wird, werden seit einer Reihe von Jahren nach Bad Nauheim geschickt. In diesem Jahre waren es zwei Gruppen mit insgesamt 35 Kindern. In der dortigen israelitischen Kinderheilstätte, die eine Rothschild'sche Stiftung ist, finden die Kinder eine vortreffliche Aufnahme.

In dem stattlichen Hause mit den hellen hohen Schlafstellen und mit den prächtigen Gartenanlagen finden die Kinder alles, was sie zu ihrer Erholung brauchen: gute Luft, Platz, um sich zu tummeln, und vorzügliches Essen. Da gibt es jeden Morgen zwei Eier zum Kaffee, um 10 Uhr und um 4 Uhr einen kleinen Imbiß und mittags und abends ein kräftiges Essen. In den ersten Tagen entwickeln die Kinder oft noch nicht den rechten Appetit, aber sobald sie sich an die Luftveränderung und die Bewegung im Freien gewöhnt haben, dann ist es eine Freude, die Kinder beim Mittagessen zu sehen, und die liebenswürdige Oberin sorgt dafür, daß keines hungrig aufsteht. Sie sorgt auch mit ihren Gehilfinnen für strenge Ordnung im Hause, die aber das helle Kinderlachen nicht unterdrücken will. Fünfmal in der Woche erhalten die Kinder Solbäder, und daß auch für ihre Unterhaltung gesorgt wird, zeigt, daß sie in diesem Jahr sogar einmal ins Kurtheater geführt wurden. Das war kein kleines Vergnügen, und die Kinder, die oft aus gedrückten Verhältnissen kommen, werden die fröhlichen Nauheimertage wohl in ihrem Leben nicht vergessen.

Wie bereits im Vorjahre, so wurde auch in diesem Jahre eine dritte Gruppe nach Bad Dürrheim geschickt. In diesem bekannten Solbade befindet sich gleichfalls eine durch Rothschild'sche Stiftungen erbaute Kinderheilstätte, in der die Kinder die gleiche sorgfältige und vortreffliche Pflege genießen, wie in Bad Nauheim. Auch hier tragen Solbäder zur Kräftigung bei, und die Tannen auf den Höhen des Schwarzwalds erhöhen die heilkräftige Wirkung des Ferienaufenthaltes.

Da es nicht möglich ist, alle Straßburger Kinder in diesen Kinderheilstätten unterzubringen, die den idealen Ferienaufenthalt bilden, so hatte man sich in früheren Jahren damit geholfen, die kräftigeren Kinder in einen badischen Gebirgsort zu schicken. In diesem Jahre wurde nun zum erstenmal der Versuch gemacht, an Stelle des badischen einen elsässischen Kurort zu wählen und die Erfahrungen, die mit der 4. und 5. Gruppe in Bad Niederbronn gemacht wurden, fielen so gut aus, daß der Verein beabsichtigt, regelmäßig auch in künftigen Jahren Kinder nach Bad Niederbronn zu schicken. Die Kinder waren dort in mehreren jüdischen Familien untergebracht und es war Vorsorge getroffen, daß jedes Kind ein besonderes Bett bekam; zum Teil waren es außerordentlich schöne Zimmer, auch mit der Verpflegung kann man wohl zufrieden sein. Einige erwachsenere junge Mädchen, denen einige Wochen Ferienaufenthalt auch gut taten, führten die Aufsicht über die jüngeren, leiteten die Spiele der Kinder und die Ausflüge. Mit dem Wetter hatte man es ziemlich günstig getroffen und so konnten die Kinder manchen schönen Ausflug in die prachtvolle Umgebung Niederbronns machen. Das Jägertal mit der Ruine Wildenstein, die Wasenburg und sogar die Schlachtfelder bei Wörth wurden besucht. Um diese zu sehen, brach die Schar bereits am frühen Morgen auf, hatte das Mittagessen mitgenommen und kam erst wieder am Abend zurück. In der liebenswürdigsten Weise nahmen sich die wohlhabenderen Familien der israelitischen Gemeinde in Niederbronn der Straßburger Kinder an. Das Komitee des israelitischen Frauen-Vereins Niederbronn veranstaltete im Forsthause ein kleines Fest und bewirtete die Kinder mit Kaffee und Kuchen. Die Kinder selbst trugen durch Aufsagen von Gedichten zur Unterhaltung bei, und es war ein schöner Nachmittag, an den alle Teilnehmer gerne zurück denken. Andere Familien schickten Kuchen und Schokolade, wieder andere nahmen einzelne Kinder längere Zeit unentgeltlich zu sich. So haben die Kinder der Ferienkolonie keine kleine Rolle in Niederbronn gespielt. Sie haben Unterhaltung gebracht und mit ihrem Betragen war man, wie wir hörten, zufrieden.

Es mag bedeutsamere Gebiete sozialer Betätigung geben, aber keines wohl zeigt so sichtbare Freude und so unmittelbaren Erfolg wie die Ferienkolonie. Man muß das Leben auf dem Bahnhof sehen, wenn die Kinder von ihren Eltern an die Bahn gebracht oder abgeholt werden. Im Wald und Garten, besonders aber am Mittagstisch sieht man fröhliche, vergnügte Kindergesichter, die die Hoffnung geben, die Kränklichkeit ihrer Jugend zu überwinden und tüchtige Menschen zu werden.

Straßburg. Soeben veröffentlicht das Israelitische Waisenhaus in Straßburg seinen Rechenschaftsbericht über die Jahre 1911 und 1912. Derselbe bringt zunächst einen tiefgefühlten Nachruf seiner unvergeßlichen Präsidentin, der Frau Oberrabbiner A. Ury, die während 13 Jahre ihre Kräfte in den Dienst des Waisenhauses gestellt, viel Gutes gewirkt hat. In der Leitung der Anstalt hat während der Berichtszeit ein Wechsel stattgefunden, indem Frl. Reine Loew, die über ein Menschenalter mit steter Pflichttreue ihres schweren Amtes gewaltet hat, sich ins Privatleben zurückgezogen hat, und an ihre Stelle die Elementarlehrerin Frl. Bertha Kahn trat. Im Jahre 1911 gingen ein 2959 ℳ Jahresbeiträge, zirka 2000 ℳ Spenden und 790 ℳ unveräußerliche Gaben. Die laufenden ordentlichen Einnahmen betrugen 19 156,29 ℳ, die Ausgaben 20 305,23 ℳ. Das Defizit ist ausgeglichen aus den außerordentlichen Einnahmen. Im Jahre 1912 betrugen die Jahresbeiträge 3311 ℳ, die Spenden 2882, die unveräußerlichen Gaben 650,48 ℳ. Es schließt die Rechnung mit 21 143,09 ℳ Ausgaben und 19 688 ℳ

ordentlichen Einnahmen, wobei das Defizit aus den außerordentlichen Einnahmen gedeckt ist.

Die Einweihung der neuen Synagoge in Diedenhofen.

Diedenhofen. Vergangene Woche wurde die neue Synagoge an der Kaiser Karl-Straße in der Neustadt eingeweiht. Nach einem Abschiedsgottesdienst in der alten, im verwinkeltsten Teil der Stadt liegenden Synagoge wurden die Thorarollen in feierlicher Prozession nach der neuen Synagoge übergeführt. Voran schritt die Jugend, dann folgte eine Reihe Festjungfrauen und die zehn Aeltesten der israelitischen Gemeinde, die in vier blumengeschmückten Kutschen die zehn, zum Teil sehr wertvollen Thorarollen zum neuen Gotteshaus führten. Am Hauptportal der neuen Synagoge erwarteten die Ehrengäste den Zug. Als Vertreter der Regierung, des Ministeriums und des Bezirkspräsidenten war Oberregierungsrat Kayser erschienen. In seiner Begleitung befanden sich die beiden Kreisdirektoren Dr. Ullersperger und Bostetter, als Vertreter der Garnison war eine Offizierabordnung des Fußartillerie-Regiments Nr. 16 unter Führung des Regimentskommandeurs erschienen. Ferner waren der Bürgermeister Berkenheier, das israelitische Konsistorium von Metz und der evangelische Pfarrer Dr. Hallier von Diedenhofen anwesend. Die Kapelle des Fußartillerie-Regiments Nr. 16 spielte bei der Ankunft des Zuges den Choral von Gluck: Hoch tut euch auf, ihr Tore der Welt. Nach einem Prolog beglückwünschte der Oberregierungsrat Kayser im Namen der Regierung die Gemeinde zu der Vollendung des Synagogenbaues und sprach die Hoffnung aus, daß die Stadt an den Israeliten stets hilfreiche Bürger und zuverlässige Glieder haben möge. Bürgermeister Berkenheier überbrachte die Glückwünsche der Stadt. Dann wurde der Schlüssel an den Präsidenten des Konsistoriums, Direktor Hanneaux, gegeben, der ihn in die Hände des Vorsitzenden der Diedenhofener Kultusgemeinde, Herrn Sulzbach, legte, der in warmen Worten der Regierung und der Stadt für ihre Beihilfe dankte. Es erfolgte sodann der feierliche Einzug in die Synagoge. Oberrabbiner Dr. Netter hielt die Festpredigt. Opern- und Konzertsänger Loeb-Straßburg sang das Halleluja. Damit war die stimmungsvolle Feier beendigt, an der die Bevölkerung Diedenhofens regen Anteil nahm.

Forbach. Mitte siebzig ist Abraham Joseph dahingegangen, von alt und jung betrauert. Ein großes Gefolge begleitete den Sarg auf den Friedhof, wo Dr. Dreifus-Saargemünd eine rührende Ansprache hielt, indem er die treffliche Charaktereigenschaft des Verblichenen würdigte.

Hellimer. Von langen schweren Leiden ist vergangene Woche Moise Kahn erlöst worden. Er hat ein Alter von 65 Jahren erreicht. Ein treuer eifriger Kahalsmann ist mit ihm dahingegangen. Von Nah und Fern eilten Verwandte und Freunde herbei, um dem Verblichenen die letzte Ehre zu erweisen. Dr. Dreifus-Mörchingen entwarf auf dem Gottesacker ein kurzes und treffendes Lebensbild des Entschlafenen, derselbe wurde neben seiner vor drei Jahre gestorbenen treuen Lebensgefährtin in die Erde gebettet, und ist so wieder mit seiner Gattin im Tode vereint.

Molsheim. Der hiesige Kantor, Herr Weill, ist nach Saarunion berufen worden und wird die dortige Stelle am 1. November antreten. Herr Weill, der seit 10 Jahren hier fungiert, ist allgemein beliebt. Sein Scheiden wird von der Gemeinde Molsheim sehr bedauert.

Püttlingen (Lothr.). In geistiger und körperlicher Rüstigkeit feierten Herr und Frau Lazard Orbeck das Fest ihrer goldenen Hochzeit. Zehn Kinder entsproßten ihrer Ehe, unter denen sich heute schon solche befinden, die selber Großvater geworden sind. Und die Jubilare hatten das wohl seltene Glück, am Tage ihrer goldenen Hochzeit alle ihre Kinder, 10 Söhne und Töchter, gesund und heiter um sich zu sehen, umgeben von Kindern und Enkeln. Die ganze Gemeinde, Juden und Christen, freuten sich des Festes. Mögen alle Glückwünsche des Tages in Erfüllung gehen und möge das Jubelpaar noch gesund und frisch die Diamanten-Hochzeit erleben.

Preußen.

Berlin. Die Einweihung des neuen zweiten Waisenhauses der jüdischen Gemeinde zu Berlin fand am 21. September in der Berliner Straße 120/121 zu Pankow statt. Mit ihr war zugleich die Feier des 25 jährigen Amtsjubiläums des Leiters der Anstalt, des Direktors Grunwald, verbunden. Zu dem im Betsaal des Instituts veranstalteten Festakte hatte sich eine zahlreiche Festgemeinde eingefunden. Von der königlichen Regierung in Potsdam war Schulrat Düring erschienen. Den Berliner Magistrat vertrat Stadtrat Doflein. Zahlreiche Repräsentanten und Vorstandsmitglieder der jüdischen Gemeinde waren erschienen, ebenso alle vier evangelischen Geistlichen des Ortes. Auch die katholische Kirche hatte einen Geistlichen entsandt. Die Feier begann mit dem Gesang des Knabenchors: „Wie schön sind deine Zelte“, woran sich die Weihepredigt des Rabbiners Dr. Warschauer schloß. Nach einem weiteren Gesang hielt Justizrat Bernhard Breslauer die Festrede, in der er die Geschichte des Neubaues behandelte. Dann folgte eine ganze Reihe von Ansprachen, die dem Jubilar galten. Für die Ortsgemeinde sprach Bürgermeister Kuhr, für die evangelische Kirche Superintendent Beyer, für die katholische Kirche Kuratus Skarbina. Auch je ein Vertreter ehemaliger Zöglinge, sowie der jetzigen Waisenkinder richteten Dankesworte an den Jubilar. Dieser dankte zum Schluß in bewegten Worten für die Ehrung. Bürgermeister Kuhr überreichte ihm den Kronenorden vierter Klasse. Ehemalige Zöglinge stifteten die Summe von 1000 M für die Grunwaldstiftung. Nach Schluß des offiziellen Teils erfolgte ein Rundgang durch die Räume.

Belgien.

Berichtigung.

Brüssel. Erst heute erfahre ich, daß Ihr hochgeschätztes Blatt in seinen Nummern vom 15. und 22. August, je einen Artikel über eine hier vollzogene Trauung zwischen einem Manne mit der Witwe seines Bruders gebracht hat.

Sie werden mir gestatten, in den betreffenden Artikeln folgendes zu berichtigen.

Es ist nicht wahr, daß dem Herrn Oberrabbiner in Brüssel die Existenz des Kindes (Mädchen) aus erster Ehe verheimlicht worden ist; im Gegenteil, die Existenz und die Fürsorge für das Kind sind sogar als ein besonderer Beweggrund zur Heirat angegeben worden. Eine Verheimlichung der Existenz des Kindes wäre übrigens in Brüssel ebenso lächerlich und unmöglich gewesen als in der Geburtsgemeinde selbst, da in Brüssel eine große Anzahl aus der betreffenden Geburtsgemeinde stammender Familien wohnen, wovon viele der Trauung beigewohnt haben.

Albert Hemmerdinger.



Familiennachrichten.

(Mitteilungen für diese Rubrik werden kostenlos aufgenommen.)



Geborene:

Edgar Emanuel, S. v. Samuel Braun u. Fanny geb Bloch, Offendorf. — Eine Tochter, Alfred Schwabacher — Meinrath, Zürich. — Eine

Tochter, David Weill—Bigard, Zürich. — Ein Sohn, S. Adler und Frau, geb. Schüler, Frankfurt a. M.

Bar-Mizwoh:

Alfred, S. v. Zall Landauer, Weinhändler, Winzenheim (U.-E.)

Verlobte:

Bertha Bloch u. Daniel Bendel, Zürich. — Clemence Wolfsbruck u. Emil Biedermann, Zürich. — Flora Besser, Zürich u. Simon Perritz, Bern. — Frau Jeanne Oppenheimer, geb. Wiesengrund u. Eduard Sonder, Kitzingen.

Vermählte:

Marcel Weil, Grafenstaden u. Berta Rieß, Gailingen.

In Paris: Jakob Schurr u. Rachel Grinberg. — Paul Levy u. Marcelle Ebhn. — Abraham Samès u. Mathilde Fribourg — Camille Levy u. Gabrielle Blum. — Maurice Iscovici u. Rosa Mandelbaum.

Gestorbene:

Jacques Kling, 69 J., Mommenheim. — Frl. Johanna Hilf, 25 J., Langenbruck (Wien). — Moïse Kahn, 65 J., Hellimer. — Abraham Joseph 74 J., Forbach.

In Paris: Manzon Menégut, 53 J. — Fr. Elkind Georges, geb. Fridmann Olga, 51 J. — Fr. Dreyfus Maximilien, geb. Loeb Anna, 70 J., Montegrin. — Rakovski Jakob, 86 J., Puteaux. — Kahn Maxime, 12 J. — Fr. Goldstein Joseph, geb. Caen Fillette, 70 J., St. Mandé. — Frl. Heymann (Rachel), 62 J. — Ottenheim Edouard, 65 J. — Fr. Bernheim Jules, geb. Langlois Georgette 71 J. — Fr. Kritzmann Israël, geb. Untermann Berthe, 81 J. — Kahn Leon, 82 J. — Fr. Kahn Gustave, geb. Heyman Lucie, 52 J. — Lévy René, 26. J. Mantes.

Wochenkalender.

	1913	5673	
Sabbat	27. Sept.	25. Elul	נצבים וילך
Sonntag	28. „	26. „	משכימין לסליחות
Montag	29. „	27. „	
Dienstag	30. „	28. „	
Mittwoch	1. Okt.	29. „	ערב ר"הש. ערוב תבשילין
Donnerst.	2. „	1. Tischri	א' דראש השנה
Freitag	3. „	2. „	ב' דראש השנה

Gebetszeiten.

	(Freitag-abend)	(Sabbat-ausgang)	(Fest-anfang)
Ansbach	6 U. 00	6 U. 42	5 U. 45
Basel	6 U. 00	7 U. 00	—U.—
Fürth	6 U. 00	6 U. 45	—U.—
Metz	6 U. 15	7 U. 00	—U.—
München:			
Synagoge Herzog-Maxstr.	5 U. 45	6 U. 37	5 U. 30
„ Herzog-Rudolfstr.	5 U. 45	6 U. 40	5 U. 30
„ Müllerstraße	5 U. 45	6 U 40	5 U. 30
Nürnberg:			
Synagoge Essenweinstraße	5 U. 45	6 U. 43	5 U. 45
Straßburg:			
Synagoge Kleberstaden	6 U. 00	7 U. 00	6 U. 00
„ Kageneckerstraße	6 U. 00	7 U. 00	6 U. 00
Stuttgart	5 U. 45	6 U. 50	5 U. 45

(Amtswoche: Stadtrabb. Dr. Kroner, Kirchenrat.)



Rätsel-Ecke.

Sendungen für diese Rubrik nur an Dr. Bloch-Barr erbeten.



1. Kapselrätsel.

Von Eli Bloch, Barr.

Regen, Rede, rufe, Hofjagd, Labe, Rheinlachs, aber, Blase, Lauf, Reifen, Bast, Gurt.

Aus obigen 12 Wörtern sind andere Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben den Namen eines nahen Festes ergeben; wie heißen die neuen Wörter?

2. Palindrom.

Von Norbert Lehmann, Dauendorf.

Wenn vor- und rückwärts wird gelesen,
Mein Nam' bleibt er sich stets gleich;
Einst bin König ich gewesen,
Regierte lang in Judas Reich.

Rätsellösungen aus Nr. 37.

1. **Romansweiler, Diemeringen.**
2. **Habsburg,** Amram, Bileam, Sin, Baal, Ulm, Rehabeam, Gad.

Richtige Rätsellösungen:

Ein Rätsel: Gaston u. Emil Landauer, Winzenheim (U.-E.). — Denise Blum, Rosheim. — Alice u. Edmond Zivi, Winzenheim (O.-E.). — Marcel Hirsch, Trimbach (Kr. Weißenburg).

Zwei Rätsel: Pierre Stüffel, Bergheim (O.-E.). — Albert Zéliqzon, Metz. — Jesajah Wohlgemuth, Berlin (nein, es ist kein Druckfehler). — Georg u. Sally (?), Mülhausen. — Georgette Levy, Quatzenheim. — Robert u. Suzanne Geismar, Romansweiler. — Norbert Lehmann, Dauendorf. — Agathe Ehrmann, Werden (Ruhr). — Josef Dikanski, Quartaner d. Isr. Realschule, Frankfurt a. M. — Susanne Simon, Reichshofen. — Justin Blum 3. Hauecke, Sulz u. W. — Blanche u. Marcel Israël, Bad Niederbronn. -- Helene Samuel, Neubreisach (Nr. 1 stimmt nicht ganz; und „Winzenheim" ist falsch, s. die Lösungen in heutiger Nr.

Vier Rätsel (aus Nr. 37 u. 38): Simon Bamberger, Realschüler, Bad-Kissingen. — Marcel Kahn, Düttlenheim.

König und Rabbiner.

Es dürfte wenig bekannt sein, daß der verstorbene König Eduard VII. von England seinen Thron gewissermaßen dem jüdischen Rabbiner Nathan Adler in London zu verdanken hat. Dr. Adolf Kohut berichtet darüber in dem in einigen Tagen erscheinenden hochinteressanten Buche „Gekrönte und ungekrönte Judenfreunde"[1]) folgendes:

Das erstgeborene Kind der Königin Viktoria war bekanntlich eine Tochter, die nachmalige Kaiserin Friedrich. Der englische Kronprinz Eduard wurde erst später geboren. Nun warteten sowohl das britische Volk als auch die königliche Familie mit Ungeduld auf die Geburt eines Prinzen. Die Königin Viktoria, die Mutterfreuden entgegensah, war schwer erkrankt und weilte zur Erholung in Italien, und auf Anraten der Aerzte sollte die Monarchin während der Zeit ihrer Entbindung in Italien bleiben, womit auch die königliche Familie einverstanden war. Die Zeitungsnachricht hierüber drang auch zu den Ohren des Rabbiners Nathan Adler. Er erbat sich eine Audienz beim Minister des Auswärtigen, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß nach der englischen Verfassung nur derjenige englische Prinz den Thron erben könnte, der auf englischem Boden das Licht der Welt erblickt

[1]) (Verlag Dr. Basch & Co. Berlin. Preis Brosch. 3.— Mk., in Leinenband 4.— Mk.).

habe. Sollte nun die Königin von England in Italien einem Prinzen das Leben schenken, so wäre er nach der englischen Verfassung von der Thronfolge ausgeschlossen. Der Minister verständigte hiervon den Hof, wo diese Mitteilung große Ueberraschung und Bestürzung hervorrief, denn man hatte diese Eventualität nicht berücksichtigt. So wurde denn Königin Viktoria trotz ihres leidenden Zustandes nach England überführt, wo sie bald darauf eines Prinzen, des Thronerben, genas.

Die königliche Familie hatte diesen Dienst dem Rabbi nie vergessen. Bekanntlich wurde Nathan Adler in dankbarer Anerkennung seines Ratschlages zum Chief-Rabbi von ganz England ernannt und gründete gewissermaßen selbst eine Rabbiner-Dynastie. Nach seinem Tode wurde sein Sohn Dr. Hermann Adler zum Chief-Rabbi ernannt und wie der Alte, so erfreute sich auch sein Sohn der wärmsten Sympathien des Königs.

Kohut weiß auch sonst recht Interessantes über die Sympathien zu berichten, die König Eduard den Juden entgegenbrachte.

Während der Regierung Eduard VII. bekleideten hervorragende Politiker und Staatsmänner jüdischen Glaubens hohe Staatsämter. Es waren dies unter anderen Samuel Speier, Samuel Marcus, Georg Phillips und Arthur Cohen.

Der genannte Sir Samuel Marcus wurde wiederholt zum Lord-Mayor von London gewählt und diese Wahl wurde mit Freuden vom Könige bestätigt. Bezeichnend für das stolze Bewußtsein des jüdischen Lord-Mayors war der Umstand, daß er zu dem feierlichen Bankett, das er als städtisches Oberhaupt Londons alljährlich zu geben pflegte, alle fremden Gesandten, mit Ausnahme des Rumänischen wegen der judenfeindlichen Haltung dieses Staates, einlud. Aus demselben Grunde folgte er auch nicht der an ihn ergangenen Einladung zu den Jubiläumsfeierlichkeiten nach St. Petersburg.

Wie sehr der König an den Grundsätzen der Gleichberechtigung festhielt, wurde auch durch die Tatsache bewiesen, daß ein gläubiger Israelit Sir Matthew Nathan den wichtigen Posten eines Gouverneurs der Stadt Hongkong durch ihn erhielt. Dieser selbe Sir Matthew Nathan soll früher zum Militär-Attaché der englischen Botschaft in Berlin bestimmt gewesen sein, doch soll diese Ernennung an dem Widerstand von Berlin gescheitert sein. Später wurde ihm der Posten des Gouverneurs der großen südafrikanischen Kolonie Natal zugewiesen.

Als ein ferneres Zeichen der philosemitischen Gesinnung des Monarchen sei hier noch angeführt, daß das Amt eines Generaldirektors der Posten in Indien, der einen viel weiteren und einflußreicheren Wirkungskreis besitzt, als der deutsche Staatssekretär des Reichspostamts, von dem Monarchen einem Juden namens Kisch überwiesen wurde. Demselben Bekenntnis gehörte auch der Bürgermeister des Hauptortes des als antisemitisch verrufenen Britisch-Nordafrika, von Kapstadt, an, namens H. Liebermann. Er war zugleich erster Vorsteher der dortigen jüdischen Gemeinde, als welcher er am 13. September 1905 die Eröffnung der großen Synagoge in feierlicher Weise vollzog.

Auch im britischen Kolonialstaat in Westaustralien ist von Eduard VII. die Verwaltung des Reichsdepartements einem Juden, Matthew L. Moß, übertragen worden. Dieser Moß war vorher schon zweimal Minister ohne Portefeuille.

Der Philantrop und Führer der orthodoxen Partei unter den englischen Juden, Sir Samuel Montagu, wurde trotz seiner politisch — radikalen Richtung von dem König zum Lord Swaithing ernannt. Später wurde er Unterstaatssekretär von Indien. Der Monarch nahm absolut keinen Anstoß daran, ihn sowohl wie den bereits genannten Herbert Samuel zu Ministern zu erkennen, ohne daß sie nötig gehabt hätten, ihre Religion zu „changieren".

Im Jahre 1907 erschienen in Kanada die Minister Patterson und Avleswolth in einer jüdischen Versammlung, um im Namen des Königs die Erklärung abzugeben, daß beide die Einwanderung der unglücklichen Juden Rußlands nach England und Kanada mit voller Sympathie begrüßen und diesbezügliche Pläne gern unterstützen. In Kanada sei einem jeden Freiheit und bürgerliche Gleichheit gewährt.

Wirklich wanderten dort schon während eines Jahres nicht weniger als 7127 Juden ein, worunter sich 6055 Russen befanden. Ihrer Beschäftigung nach zählten 183 zu Geschäftsleuten, während 267 die Landwirtschaft und 1870 ein Handwerk betrieben, 389 gehörten dem Arbeiterstand und 5 dem Bergbau an, welche statistische Daten in beredter Weise den oft erhobenen Vorwurf gegen die russischen Juden entkräften, als seien diese samt und sonders Schacherer und Hausierer.

Hohe Achtung und lebhaftes persönliches Wohlwollen bekundete der König auch für einen Engländer deutscher Abstammung, der früher dem Judentum angehörte, den hochgefeierten und hochverdienten Philanthropen Sir Ernest Cassel, den er zum Mitglied des Geheimen Rates ernannte. Bekanntlich hat dieser edle Wohltäter ein überaus hochherziges Werk zugunsten des Ausgleichs von England und Deutschland auf dem Gebiete der Humanität vollbracht, indem er eine Stiftung von vier Millionen ins Leben rief, aus deren Zinsen notleidende Deutsche in England und notleidende Engländer in Deutschland unterstützt werden sollen. Mit dem englischen König hat auch das deutsche Kaiserpaar das Protektorat über diese ebenso originelle wie großmütige Stiftung übernommen. Solch seltene Männer, wie Sir Ernest Cassel, tragen dazu bei, den Ruhm des deutschen Namens in England zu erhöhen. Sir Ernest Cassel ist auch wiederholt vom deutschen Kaiser ausgezeichnet worden.

So enthält das Buch eine Reihe hochinteressanter Aufschlüsse über die Stellungnahme von Herrschern, Künstlern und Gelehrten zum Judentume, so daß das Buch wärmstens empfohlen werden kann.

Gedaljah.

Bilder aus der jüdischen Vergangenheit von Caroline Deutsch.

(Fortsetzung.)

Jochanan wußte selbst nicht, wie lange er geträumt hatte; Schwerterklirren und ein dumpfer, erstickter Hilferuf brachten ihn zu sich. Er sprang auf und horchte; von links, woher er gekommen, hatte der Ruf getönt, er stürzte den Pfad herunter und eilte an dem Bergeswall entlang, auf welche sich die Burg erhob. Der Mond stieg in diesem Augenblicke über die Wipfel der Bäume und begoß mit fahlem Lichte die Gegend. Etwa fünfzig Schritte entfernt sah er zwei Männer miteinander ringen. Einer stand aufrecht, zum Stoße ausholend, der andere kniete und hielt die Rechte des anderen umfaßt, in der das blitzende Eisen glänzte.

In drei Sprüngen war Jochanan bei den Kämpfenden, packte den Angreifer bei den Schultern und schleuderte ihn zurück, daß er dumpf dröhnend zu Boden fiel, dann kniete er ihm auf die Brust und suchte ihm das Messer zu entreißen.

„Jochanan, Jochanan, bist Du's?" sagte die Stimme Gedaljahs freudig, und der junge Fürst erhob sich.

„Und das ist Ismael," versetzte Jochanan, dem überwundenen Manne ins Gesicht schauend, und seine Züge nahmen einen schrecklichen Ausdruck an. „Was wollte er von Dir, Gedaljah?"

„Er überfiel mich meuchlings," erzählte der Fürst, tief aufatmend. „Ich kam spät nach Haus und legte mich aufs Lager; doch ich konnte nicht schlafen, tiefe Sehnsucht nagte an meinem Herzen. Du weißt nach wem, Jochanan! Ich machte mich auf

und ging zu ihm hin, denkend, es könnte mir doch gelingen, das Antlitz des Geliebten zu sehen, und als ich hier, in Gedanken verloren, vorüberging, fiel er mir in den Rücken und verwundete mich. Zum Glück war es nur ein Ritzen der Haut: denn ich hatte mich wie der Blitz gewendet und rang mit ihm."

Unterdes wand sich Ismael unter den Händen Jochanans.

„Ruchloser Mann!" rief Jochanan mit empörtem Herzen. Er hatte ihm endlich das Messer entrissen und setzte es ihm auf die Brust: „Ich werde Deinem frevelhaften Treiben ein Ziel setzen. Bete zu Gott, dem Ewigen, Du hast keine Minute zu leben."

Das Antlitz Ismaels wurde erdfahl. Er sah in das Gesicht des Siegers und er sah, daß es eisig kalt war, und daß die Augen düster blickten.

„Du, Du . . . einen Fürsten!?" . . . rang es sich von seinen Lippen. „Einen Mörder . . . bete zu Gott, sag ich Dir, oder Deine schwarze Seele fliegt so in den Scheol!"

„Du wirst ihn nicht töten," rief jetzt Gedaljah und hielt die Hand auf, die den Todesstreich führen wollte. „Jochanan komm zu Dir, was willst Du tun?"

„Eine Natter zertreten, die ihre Giftspuren hinterläßt, wohin sie tritt."

„Mit Bruderblut willst Du Deine Hand beflecken?"

„Er ist nicht mein Bruder," rief Jochanan außer sich. „Frevler gehören nicht zu der Gemeinschaft Israels. Laß meinen Arm los, Gedaljah, und hemme nicht den Lauf der Gerechtigkeit."

„Du wirst ihn nicht töten," entgegnete Gedaljah mit gerötetem Gesicht, so lange ich hier bin." Wie sagt Jirmejah? „„Seht zu, daß sich das Recht in Euren Händen nicht zu Unrecht wandelt."" Kein Mann in Jehuda darf sich selber zu Recht verhelfen, übergib ihn dem Rate, der soll über seine Tat richten, Du aber besudle Deine reine Hand nicht mit Mord."

„Der Rat" . . . rief Jochanan bitter lachend, „der Rat ist er selber."

„So überlasse ihn der Gerechtigkeit Gottes, der wird er nicht entfliehen, Du aber laß von ihm, sag ich, Du hast kein Recht, ihn zu richten; mir käme es zu, denn mich traf seine Hand. Ich aber sage: Das Bewußtsein seines Frevels sei eine Strafe."

Bei diesen Worten senkte sich der Arm Jochanans. Gedaljah entwand ihm die Waffe, zerbrach sie und warf sie weit von sich.

„Mögest Du diese Tat nie bereuen," sagte der Krieger mit düster prophetischem Tone. Er erhob sich und gab den Gegner frei. Doch Ismael konnte nicht so bald aufstehen. Der heftige Fall hatte seinen Riesenkörper erschüttert und das Gewicht des Feindes, der einige Minuten auf seiner Brust gelegen, ihn ohnmächtig gemacht. Er rührte sich und konnte doch nicht aufstehen. Da trat im reinsten Gefühle der Menschlichkeit der junge Fürst zu ihm und wollte ihm hilfreich die Hand bieten. „Wag es," schrie Jochanan mit empörter Seele, und trat dazwischen. „Auch das noch?!"

„Es ist doch das wenigste," fuhr er mit gerechter Entrüstung fort, „daß er sich in seiner ganzen Schwäche und Erbärmlichkeit zeigt, uns zeigt, was von ihm bleibt, wenn ihn die rohe, wilde Kraft verläßt."

Unterdessen hatte sich Ismael erhoben und die drei Männer standen sich gegenüber. Es sprach keiner ein Wort, es war auch nicht nötig, der Ausdruck ihrer Gesichter zeugte genugsam von ihrer Stimmung. Ismaels Gesicht war vom grimmigsten Haß und tiefster Leidenschaft durchwühlt, Jochanan trug auch das Gepräge des Hasses; es war aber geadelt durch den Zug strengen Ernstes, kalter gerechter Verachtung, der auf seiner hohen Stirn thronte. Gedaljah sah bleich vor sich nieder, ihn berührte schmerzlich das häßlich verzerrte Gesicht des Feindes; er konnte es nicht sehen. Ismael ballte im grimmigsten Zorne die Fäuste gegen die zwei jungen Leute; dann verschwand er, aber sein höllisches Gelächter tönte noch lange im Dunkel der Nacht.

„Warum hab' ich ihn nicht getötet?" fragte Jochanan und der Zorn stieg wieder heiß in seinem Herzen auf. „Wieviel Unglück und Unheil wird er noch verbreiten, wieviel Jammer und Elend in den Häusern Jerusalems; das Los lag in meinen Händen, in meinen Händen die Macht, uns zu befreien von diesem tötenden Gift; ich tat es nicht, die Folgen werden über mich kommen."

„Und Du durftest es nicht, trotz allem nicht", entgegnete die tiefe Stimme Gedaljahs. „Blick in Dein Herz, mein Jochanan, und forsche, ob nur die Gerechtigkeit Deinen Stahl geschwungen hat, ob nicht auch der heiße Drang, die eigene Kränkung zu vergelten, ob nicht noch etwas anderes . . . heißeres . . . das unausgesprochen in der Tiefe der Seele liegt und das ich auch nicht nennen will. Und Mord . . . Mord . . . das ist ein Wort, dessen Klang nie im Ohre verhallt."

Ließ das Mondlicht das Gesicht Jochanans so bleich erscheinen oder machten es die Worte des Freundes? Er drückte ihm einige Augenblicke stumm die Hand, dann sagte er mit tiefer Ergriffenheit: „Die Welt der Empfindungen ist uns ein Rätsel, selbst im Momente der Erregtheit kleiden wir oft unbewußt unsere persönlichen Gefühle in die Farben der Allgemeinheit. Wie glaubte ich mich in jenem Augenblicke nur von reiner, Gerechtigkeit erfüllt und jetzt, nachdem Du das Wort gesprochen, ward es plötzlich Licht in mir und ich erkannte mich. Habe Dank, mein Freund."

Es war kein Zufall, der Ismael diesen Weg geführt. Er stand vor dem südlichen Tore des großen Vorhofes. Als die zwei Frauen von dem engen, gewundenen Pfad auf die Straße traten, erkannte, trotz der Entfernung und der hereinbrechenden Dunkelheit sein scharfes Auge in der hohen Gestalt die Königstochter. Er folgte den beiden in einer Entfernung von fünfzig bis hundert Schritten. Als sie in der Gegend des Gefängnisses verschwanden, wußte er wohin sie gingen. Er ging zurück und erwartete sie an einer Stelle, wo er glaubte, daß sie an ihm vorüber kommen mußten. Zippora aber ging einen andern Weg und trat mit ihrer Begleiterin aus einem Seitengäßchen in die große Straße, gerade gegenüber wo Ismael stand, und als Ismael jenseits die Frauen erblickte und den Damm überschreiten wollte, sah er eine Männergestalt neben ihnen auftauchen und erkannte die Stimme Jochanans. Er hörte fast das ganze Gespräch; da er sich ihnen nicht zeigen wollte, so konnte er es in seinem bösen Herzen nicht unterlassen, sie wenigstens zu ängstigen und zu erschrecken. Er ging mit schweren, dröhnenden Schritten einige Häuser die Straße herunter. Das war das Geräusch, das die drei jungen Leute erschreckt hatte. Als sie dann weiter gingen, folgte er ihnen in gehöriger Entfernung, sich hie und da die gemeine Genugtuung bereitend, sie aufzustören. (Fortsetzung folgt.)

Beim

bevorstehenden Quartalswechsel

ersuchen wir unsere geehrten Postabonnenten, die ihr Abonnement noch nicht erneuert haben, sich schleunigst wieder auf

Das Jüdische Blatt

zu abonnieren, damit in der Zustellung des Blattes keine Verzögerung eintrete.

Der Bezugspreis für ein Vierteljahr beträgt nach wie vor nur 0,75 Mk. ausschließlich Bestellgeld.



☛ **Für den Inseratenteil ist die Redaktion nicht verantwortlich, insbesondere nicht hinsichtlich des rituellen Charakters der empfohlenen Waren.**

Wir bitten unsere geschätzten Leser, stets unsere Inserenten berücksichtigen zu wollen.

Herausgegeben von Dr. P. Kohn, Ansbach, und Dr. E. Weill, Buchsweiler i. E. — Druck von M. DuMont Schauberg, Straßburg.